

Predigt am Sonntag Estomihi 2020 über Lk 18,31-43

von Pfr. Tilman Just-Deus (Rottenburg)

Liebe Gemeinde,

hören wir den Predigttext für den heutigen Sonntag aus dem Lukasevangelium, dort Kapitel 18,31-43:

Er nahm aber zu sich die Zwölf und sprach zu ihnen: Seht, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was geschrieben ist durch die Propheten von dem Menschensohn. Denn er wird überantwortet werden den Heiden, und er wird verspottet und mißhandelt und angespien werden, und sie werden ihn geißeln und töten; und am dritten Tage wird er auferstehen.

Sie aber begriffen nichts davon, und der Sinn der Rede war ihnen verborgen, und sie verstanden nicht, was damit gesagt war.

Es begab sich aber, als er in die Nähe von Jericho kam, daß ein Blinder am Wege saß und bettelte. Als er aber die Menge hörte, die vorbei ging, forschte er, was das wäre. Da berichteten sie ihm, Jesus von Nazareth gehe vorbei. Und er rief: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Die aber vornean gingen, fuhren ihn an, er solle schweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Jesus aber blieb stehen und ließ ihn zu sich führen. Als er aber näher kam, fragte er ihn: Was willst du, daß ich für dich tun soll? Er sprach: Herr, daß ich sehen kann. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen. Und sogleich wurde er sehend und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott.

Liebe Gemeinde,

man kann auf ganz unterschiedliche Weise blind sein: Blind im körperlichen Sinne, dass man tatsächlich nichts sehen kann wie der Blinde, von dem uns hier bei Lukas erzählt wird. Manche sind farbenblind, können Rot und Grün zum Beispiel nicht unterscheiden. Immer wieder sind Menschen betriebsblind, sehen vor lauter Routine, vor lauter Arbeitslast, vor lauter Stress und Gewohnheit naheliegende Möglichkeiten, Chancen oder Gefahren nicht. Manchmal ist der eine oder die andere auch blind vor Liebe, vergisst vor lauter Schmetterlingen im Bauch alles um sich herum, schaltet den Verstand, das Nachdenken komplett aus, schwebt nur noch auf Wolke sieben. Andere hingegen sind blind vor Wut, kochen und schäumen innerlich, fühlen sich verletzt, übergangen, benachteiligt, herabgesetzt und können ihre Wut nicht mehr kontrollieren.

Ganz nah dazu stehen jene, die blind sind vor Hass, deren Wut sich derart gesteigert hat, dass jede Emotion abgetötet ist und nur noch der blinde Hass regiert, der sich verbindet mit Vernichtungsgedanken und Rechtfertigungsstrategien, mit Verschwörungstheorien und Hassphantasien. Bis schließlich der Hass sich so weit steigert, dass er zur Tat wird, dass er andere Menschen nicht nur gedanklich und emotional tötet, sondern tatsächlich.

In dieser Woche haben wir die schlimmste Form von blindem Hass erlebt. Was den Täter von Hanau in der Nacht zu Donnerstag zu seinen furchtbaren Morden an neun Fremden und seiner eigenen Mutter werden wir vermutlich nie begreifen können.

„Der Täter habe sich unerkannt radikalisiert“ lautete eine Analyse am Folgetag. Er war den Blicken entzogen oder die Ordnungsmacht war blind. Eins wissen wir wohl: er war voll von Hass und darum auch blind vor Hass.

Was die Tat noch schlimmer macht, als sie es ohnehin schon ist, ist die Tatsache, dass sie kein Einzelfall ist und der Mörder, auch wenn er alleine gehandelt hat, kein Einzeltäter: Da war der Anschlag auf die Synagoge in Halle im vergangenen Oktober, bei dem die jüdischen Mitbürger, die sich am Versöhnungstag in der Synagoge versammelt hatten um Gottesdienst zu feiern, getötet werden sollten und nur durch eine stabile Holztür geschützt wurden. Statt ihrer traf es dann unschuldige Passanten, deren Weg sich zufällig mit dem des Attentäters kreuzten. Von jüdischer Weltverschwörung redete der Täter, von seinem Hass auf Fremdes und seiner Ablehnung von Feminismus.

Ein tödlicher, blinder und unbegreiflicher Hass, wie wir heute wissen, Ursprung unsäglichen Leidens für unbeteiligte Menschen und Familien und für eine ganze Gesellschaft. Der Täter von Hanau wollte ganze Völker vernichten, die Hälfte der Bevölkerung in Deutschland müsste seinem blinden Wahn zufolge ausgelöscht werden.

In diesen Tagen wird uns immer wieder die grauenhafte Serie an Morden und Gewalttaten vor Augen geführt, die uns in den vergangenen Jahren immer wieder und in erschreckend kurzen Abständen erschüttert haben: Schüsse auf einen Mann aus Eritrea in Wächtersbach, der Mord an Regierungspräsident Lübke, die perfiden Morde des NSU bis hin zu den Exzessen in Rostock und Hoyerswerda, die Morde in Solingen und beim Münchner Oktoberfest. Und gestern erst hat es erneut Schüsse auf eine Shisha-Bar gegeben – gottseidank ohne Tote und Verletzte, doch es steht zu befürchten, dass auch diese Tat blindem Hass entsprungen ist.

In diesem Jahr wird, anlässlich des 75 Jahrestags des Kriegsende viel über den Schatten des Nationalsozialismus in Deutschland geredet. Noch immer ist es für mich unverständlich, was damals Menschen in unserem Land dazu bewegt hat, plötzlich jüdische Verwandte, Freunde, Nachbarn oder Kollegen nicht nur zu meiden, sondern zu hassen, auszugrenzen, ihre Verschleppung und Ermordung zu ignorieren, zu tolerieren oder gar zu unterstützen. Was hat aus Mitläufern Mittäter, aus Ignoranz und Gleichgültigkeit Hass, aus Anstand Blindheit gemacht?

„Wir haben nichts gewußt“, „wir haben nichts gesehen“, „wir waren verblendet“. So lauteten die oft so unglaubwürdigen Rechtfertigungsversuche von damals. Ich verstehe das nicht. Doch muss ich mich fragen: Was hätte ich damals sehen wollen, wo hätte ich die Augen verschlossen, wo wäre ich angesichts des allseits propagierten und angewandten Hasses erblindet?

Sind wir also heute wacher? Sehen wir genauer hin? Ist unsere Wahrnehmung scharf und unsere Sicht klar? Wir können nur hoffen, dass uns die Augen geöffnet bleiben oder geöffnet werden, wir nicht blind erneut in das alte aus Hass geborene Unglück laufen, oder sehenden Auges wieder wegschauen. Es gelingt uns ganz gut, die Ereignisse zu verdrängen, uns damit zu benebeln, dass es ja nur Einzeltäten waren, dass die Mehrheit solches ja auf keinen Fall möchte.

Doch das friedliche Zusammenleben der Gesellschaft, unsere Demokratie, Weltoffenheit und Freiheit sind nicht gefährdet, weil gefährliche Wirmköpfe sie bekämpfen, sondern weil die große Mehrheit nicht bereit ist, sie zu verteidigen. Weil wir immer noch und immer wieder wegschauen, verharmlosen, bagatellisieren, relativieren, weil wir gleichgültig, ängstlich, bequem, angepasst und unkritisch sind.

Das Wahrnehmen dessen, was Recht und Unrecht ist, muss in Gottes Namen und um seinetwillen geschehen. Darauf hat der Prophet Amos hingewiesen und mit deutlichen Worten klar gemacht, dass Gott will, dass wir die Augen und den Mund auf tun, um uns aufzulehnen gegen Unrecht und Hass.

In Gottes Namen dürfen wir nicht die Augen verschließen vor dem blindem Fanatismus, vor dem Hass, der Lüge und der Intoleranz. Denn die Folgen sind damals wie heute fatal und Ursache von unsagbarem Leiden.

Menschen werden gedemütigt, abgewertet, verspottet, misshandelt, angespien, gefoltert und getötet... In Hanau, in Solingen, in Rostock, in Jerusalem. „Wir gehen hinauf nach Jerusalem. Und der Menschensohn wird *verspottet und mißhandelt und angespien werden, und sie werden ihn geißeln und töten*“, sagt Jesus. Die Jünger aber verstanden nicht, was er ihnen damit sagte.

Verstehen wir mehr als sie? Sehen wir klarer als sie? Erkennen wir den Christus, der unter uns gedemütigt, gefoltert, getötet wird? Ich sehe die Nachrichtenbilder der letzten Tage, sehe Gesichter, ohne die Namen zu kennen, höre von Schicksalen, ohne den Menschen dahinter je begegnet zu sein.

Geht mich das alles wirklich nichts an? Ist es so weit weg, dass es mit mir nichts zu tun hat? Christus ist gegenwärtig, mitten unter uns – auch im Leiden. Er ist im Leiden der Opfer von Hanau, der Getöteten wie der Hinterbliebenen, er ist im Leiden all derer, die Opfer von Hass, Krieg und Gewalt wurden, er ist im Leiden derer, die im Mittelmeer ertrinken und im Leiden derer, die unter unwürdigen Bedingungen in Flüchtlingslagern leben, seien sie auf Lesbos, in Lybien oder wo auch immer.

Die Jünger haben das nicht gesehen. Sie konnten sehen und waren dennoch blind. Der Blinde wollte sehen und hat – schon bevor er geheilt wurde – mehr erkannt, als jene. Er erkannte: In Jesus und seinem Weg ist das Heil zu finden. Wieder einmal wird in der Nähe Jesu alles auf den Kopf gestellt: Ein Blinder, der besser sieht als die, die Jesus mit ihren Augen sehen konnten. Das ist das Besondere an dieser Erzählung.

Vielleicht wird mit ihr ja auch nur unsere Sichtweise zurechtgerückt. Vielleicht meine ich nur, klar zu sehen, brauche aber in Wirklichkeit ihn, um zu erkennen, was wirklich ist. Jesus öffnet mir die Augen, damit ich erkenne, was da ist.

Lukas berichtet eben nicht nur einfach eine Geschichte von früher, die man sich immer noch erzählt, warum auch immer. Er zeigt vielmehr Mechanismen, Prinzipien, Verhältnisse auf, die so immer noch existieren: verspottet, misshandelt, angespien, geißelt und getötet. Und Menschen, die meinen, zu sehen und doch blind sind, weil sie nicht sehen wollen, weil sie die Wahrheit nicht hören, nicht sehen, nicht erkennen wollen. Weil sie am eigenen Bild festhalten und nicht das sehen, worauf Jesus sie weist.

Es gibt so vieles, was bei uns nicht gesehen wird, obwohl es direkt vor unseren Augen ist: Obdachlose auf den Parkbänken, Arme in den langen Schlangen vor den Tafeln, Flüchtlinge in unseren Städten, Menschen in den Auffanglagern auf Lesbos oder an der lybischen Küste, Familien auf der Flucht vor dem Krieg in Syrien, politisch Verfolgte. Sehen wir die Angst unserer Mitbürger, sehen wir die Not jener, die trotz Arbeit ihre Familie nicht ernähren können, sehen wir die Verzweiflung der Familien, die keine Wohnung finden, die sie sich leisten könnten?

Sehen wir die Einsamkeit, die seelische Not, das Leid in den Arztpraxen und Krankenhäusern?

Eigentlich müssten wir wie der Bettler und Blinde von Jericho laut um Hilfe schreien, blind und hilflos wie wir sind – in der Hoffnung, dass Gott sich unser erbarmt. Eigentlich müssten wir für all jene schreien, die wir nicht sehen – oder nicht sehen wollen. Auch den Blinden in Jericho wollten sie nicht sehen.

Jesus aber hört seinen Hilfeschrei. Er hört hin, er sieht hin. Er nimmt die Not wahr, die die anderen vertuschen wollen.

Jene wollen sich nicht stören lassen, sie wollen Jesus als den Helden feiern, der er gar nicht sein will.

Jesus nimmt den Menschen in seiner Not wahr. Jeden und jede einzeln. Er ist nicht blind für das Leid, er weiß, was Leid bedeutet und wird es selbst erdulden. Auch er kann nicht jede Krankheit, jeden Schmerz, jede Not beseitigen, aber er macht deutlich: Dort wo ich bin, da will ich tun, was in meiner Macht steht. Da stelle ich mich gegen jene, die Leid verstecken und vertuschen wollen. Da wende ich mich gegen eine Haltung, die Menschen abschreibt, abstempelt, als Feind deklassiert. Da lasse ich Unrecht nicht stehen und sehe jeden Menschen als das, was er in Gottes Augen ist: sein Gegenüber, sein Ebenbild. Denn Gott nimmt jeden Menschen, jedes einzelne Opfer auch in diesen Tagen mit Namen und Gesicht wahr.

Jesus lässt sich unterbrechen und macht deutlich: Wo Not und Leid sind, da darf ich nicht wegschauen, da will Gott, dass ich die Augen aufmache. Das schlimmste wäre, die Not zu ignorieren, das Leid zu übergehen, sich mit den Verhältnissen und der Situation einfach so abzufinden. Bei der Diakonie Katastrophenhilfe, wo ich vor dem Pfarrdienst gearbeitet habe, haben wir immer gesagt: Die Schlimmste Katastrophe ist das Vergessen!

Das gilt auch, wenn wir selbst von Unrecht und Leid getroffen sind. Die Geschichte, die uns Lukas erzählt ermutigt auch dazu, das eigene Leid, die eigene Not, das eigene Schicksal nicht einfach nur hinzunehmen. Der bei Lukas namenlose Blinde – bei Markus erfahren wir, dass er Bartimäus heißt – zeigt eine Ungeduld, eine innere Unruhe und Widerständigkeit, das eigene Los nicht einfach nur als blindes Schicksal anzunehmen und stattdessen von anderen, von Gott alles zu erwarten.

„Was willst du, dass ich für dich tue?“ fragt mich Jesus in meiner Blindheit. „Dass ich sehen kann“ – will ich betend ihm antworten. Dass ich Dich erkenne, in den Menschen, die mir begegnen, in den Berichten, die ich höre, in den Opfern, die beklagt werden.

Dass uns die Liebe Augen öffnet und die Blindheit des Hasses überwunden wird, das lasst uns in unsere Welt, in unsere Gesellschaft, in unsere Dörfer und Städte in unsere Zeit hineinragen.

Dass ich verstehe, was du mir zu sagen hast. Dass ich heil werde, auf dem Weg, den du mit mir gehen willst, dass ich das Leben finde, dort wo du bei mir bist, dass alles neu wird, wo ich dir vertrauen lerne.

Und dann. Dann will ich mir von Dir gerne zusagen und verheißen lassen: „Sei sehend“.

Amen